



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Der Tod des Reichsverwesers.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Thore halten, so daß wir erst mit eingebrochener Dunkelheit, nachdem wir die lange Allee zwischen den himmelhohen Weinbergsmauern der via di porta S. Lorenzo hinter uns hatten, nahe bei der Kirche S. Maria maggiore in die eigentliche Stadt gelangten. Wie es des Vetturins höchstes Befremden erregte, daß ich mich von ihm hatte bescheiden lassen, welches auf dem Wege von Tivoli her der ponte Mammolo, welches der ponte Lucano sei, so erstaunte er noch mehr (vermuthlich weil er wol selten einen zum ersten Mal Rom Besuchenden von Tivoli her hereingefahren haben mochte), daß ich nach piazza Barberina, nach Fontana Trevi, nach monte citorio im Vorüberfahren fragte; es waren mir dies zwar lang bekannte Klänge, und ich hatte mir zu Haus den Plan von Rom möglichst in den Kopf geprägt, aber ich wollte doch aus anderem Munde die Bestätigung und Gewißheit haben, daß ich wirklich und wahrhaftig den Strahl des Berninischen Triton aussprügen und die Säule Antonins in die Höhe ragen sähe, daß ich wirklich und wahrhaftig das Wasser des Trevibrunnens rauschen höre, mit einem Worte, daß ich in der ewigen Stadt sei. Die ganze Macht dieses Bewußtseins versteht nur, wer sie an sich selbst erfahren hat.

Der Tod des Reichsverwesers.

„Er konnte später sterben! es hätte die Zeit sich für ein solches Wort gefunden!“ An den Ehren und Feierlichkeiten, die dem Erzherzog des alten Hauses ziemen, wird es nicht fehlen; aber daß in seinem Sarge ein gutes Stück unserer Geschichte schläft — wer hätte jetzt Zeit, sich daran zu erinnern! — Und doch wollen wir versuchen, die Aufmerksamkeit dahin zu lenken; denn die Frage, zu deren Lösung er vor elf Jahren berufen zu sein schien, ist noch heute nicht gelöst.

Blättern wir heute in den stenographischen Berichten der deutschen Nationalversammlung, so kommt uns vieles wunderlich und unbegreiflich vor; zu den seltsamsten Scenen vielleicht gehört die Einführung des neu erwählten Reichsverwesers in die Paulskirche, den 12. Juli 1848. Einige Tage vorher waren die Berichte der Abgeordneten vorgelesen, welche den Auftrag hatten, ihm die Wahl zu verkündigen. Schon diese Berichte überströmten von Jubel über den Empfang des Volkes, namentlich der Baiern und Oestreicher. Es wurde

ihnen rühmend nachgesagt (S. 809) daß sie Deutsche, doch ebenso wol Baiern und Oestreicher bleiben wollten; der Deputation sei ein Empfang geworden, wie man ihn sonst nur Fürsten zu bereiten pflegte. Den 12. Juli betrat der Abgeordnete Heckscher, Advocat aus Hamburg, später Reichsminister, jetzt, wenn wir nicht irren, Resident in Wien, die Tribune, und fing seine Rede damit an, daß er eigentlich „der bilderreichen Sprache des Dichters und der Farbe des Künstlers“ bedürfe, um seinem Gegenstand gerecht zu werden: trotzdem versprach er nüchtern zu sein, obgleich jetzt die Rede den Eindruck der Weinseligkeit macht. „Wir könnten wie jener große Eroberer beinahe sagen: *veni vidi vici!*“ Doch war auch dieser Triumph nicht ganz ohne Verlust erfochten. „Freund Raveaux“, der gemüthliche Radicale, war heiser und krank in Wien zurückgeblieben, denn überall hatten die Abgeordneten stundenlang reden müssen, zuweilen vom zweiten Stock herab vor einer ungeheuern Menge und „Freund Raveaux“ als der populärste Charakter, der berühmte Redner der rheinischen Narrenfeste, mußte am meisten sprechen. Zu ihm hatte sich auch der Erzherzog am rührendsten geäußert. In Linz war der Eindruck der Reden so groß, „daß wir gleichsam mit Umarmungen erdrückt wurden.“ Als man lachte, fuhr Herr Heckscher fort: „verstehst dich, von Männern; ich möchte nicht, daß ich einen Irrthum oder ein Mißverständniß, oder gar einen Ordnungsruf durch meine Worte hervorriefe.“ Alles übertraf aber der Empfang in Wien. „Ich bitte, meine Herrn, es sagen zu dürfen, wir sind mit sogenannten königlichen Ehren begrüßt worden. Aber seien Sie überzeugt, unser einfacher Sinn, das Bewußtsein, daß wir nur als einfache Bürger gekommen wären, hat sich bei keinem von uns auch nur einen Augenblick verleugnet. (Einzelne Stimmen: Bravo!)“ Prächtige Scenen werden geschildert, so z. B. in Mähren. „In ihrem eigenthümlichen Nationalanzuge, von Fackeln beleuchtet, erschienen mährische Deputirte und redeten den Reichsverweser in uns unverständlicher mährischer Sprache an, aber der Erzherzog, der nie eine Antwort schuldig blieb, war mit dieser Sprache vertraut und sprach auf solche Weise, daß immer mit Jubel seine Antwort endete.“ Selbst in Breslau wurde man gut empfangen: „Der Graf von Brandenburg setzte sich mit uns an eine trefflich servirte Tafel.“ Hier verlangte man, wie wir uns erinnern, auf der Linken die Speisefarte; der stenographische Bericht begnügt sich mit dem Ausdruck: „Heiterkeit“. Herr Heckscher fuhr ungestört fort: „Meine Herrn, die Theilnahme gibt sich auch in solchen Dingen kund.“ — Dresden gab dasselbe Schauspiel, wie Wien und Linz. „Der Reichsverweser speiste dort allein mit der königlichen Familie, wir an einer andern Tafel mit allen Ministern, Gesandten und hohen Militärpersonen, und ich kann Sie versichern, daß auch dort wie immer die hohe Würde der Versammlung in ihren Vertretern aufrecht erhalten worden ist. (Zeichen von Mißbilligung

zur Linken, mehre Stimmen nein!) Ja, ich versichere es Ihnen.“ „Aber allerdings fast ohne Beispiel großartig war unser Empfang in Leipzig.“ Dort speiste man nämlich durcheinander, Fürsten und Bürgerleute, und noch dazu unter einem schwarz-roth-goldenen Zelt. Darauf gab Hr. Heckscher dem Reichsverweser noch ein sehr günstiges Zeugniß und versicherte: „die einfache Herzlichkeit, die Vaterlandsliebe, der klare und besonnene Verstand des Erzherzogs haben uns unbedingt für ihn eingenommen.“ Abends darauf, nachdem der Reichsverweser in die Versammlung eingeführt worden war, hat dieselbe einen Commers gehalten und den „Fürst von Thoren“ gemacht; doch ist dieser in die stenographischen Berichte nicht aufgenommen. — Lassen wir diese Gemüthlichkeiten, die schon damals jedem Nüchternen sehr unheimlich vorkamen, und suchen uns die ernste Seite der Situation klar zu machen.

In der officiellen Anrede an den Reichsverweser hatte die Deputation gesagt: „In dem Gesetz über die Gründung einer provisorischen Centralgewalt für Deutschland findet sich das große und andeutungsvolle Princip ausgesprochen, daß das deutsche Volk, in seiner Nationalversammlung gesetlich vertreten, fortan und für alle Zukunft die Quelle, der Ursprung der obersten Centralregierungsgewalt in Deutschland ist. Die Unverantwortlichkeit des Reichsverwesers, die dasselbe Gesetz im Munde führt, bedeutet die Permanenz und Stabilität der obersten Reichsgewalt. Die hohen Tugenden Ew. kaiserlichen Hoheit, die Liebe des deutschen Volkes, sie waren es, welche die Wahl auf Ew. kaiserlichen Hoheit erhabene Person lenkten.“

Indem der Erzherzog die Wahl annahm, machte er darauf aufmerksam, daß ihr die Regierungen ihren Beifall gegeben hätten; nur sei er für den Augenblick noch durch Verpflichtungen in Wien zurückgehalten: „Ich werde ungesäumt mich mit dem Kaiser, meinem allergnädigsten Herrn, über die Art und Weise verständigen, wie ich die Pflichten meiner neuen Stellung mit dem mir von ihm geschenkten Vertrauen vereinigen kann.“

Herr Heckscher fand für nöthig, mehre Aeußerungen des Reichsverwesers im Sinn der allgemeinen Bewegung zu commentiren. Die unterstrichene Stelle zu commentiren hielt er nicht für nöthig, und doch lag in ihr der Kern der Sache. Daß der Erzherzog den Kaiser von Oestreich früher seinen allergnädigsten Herrn nannte, war ganz in der Ordnung; es wäre aber für die Nationalversammlung nicht unwichtig gewesen, zu erfahren, ob dies Verhältniß fort-dauern sollte. Nach der Absicht der Versammlung sollte vielmehr der Reichsverweser wenigstens provisorisch der „allergnädigste Herr“ des Kaisers von Oestreich sein, und so wäre man denn in das mittelalterliche System gerathen, wo es wol geschehn konnte, daß der Lehnsherr für gewisse Dinge der Vasall seines Vasallen wurde. Da man so das Verhältniß nicht ansah, so bleibt nichts übrig, als eine stillschweigende Voraussetzung anzunehmen, eine wirk-

liche politische Idee, die neben der gemüthlichen Stimmung das Motiv jener Wahl hergab.

Die gemüthliche Stimmung hat allerdings ihre Rechte. Um den Fürsten zu imponiren, brauchte man einen Ebenbürtigen; von allen bekannten Namen hatte aber der des Erzherzog Johann den besten Klang. Schon als junger Prinz hatte er das Mißtrauen seines Bruders, des Kaisers erregt; gegen Metternich hatte er stillschweigende Opposition gemacht; als kühner Gensenfäger und wegen seiner Betheiligung an der tiroler Erhebung war er in den Alpen gefeiert; er verkehrte viel mit Gelehrten, mit Bürgerleuten, mit dem Volk überhaupt; er war in seinen Formen noch gemüthlicher als die übrigen östreichischen Prinzen, die in dieser Beziehung schon durch ihren Dialekt vor den norddeutschen Prinzen so sehr bevorzugt sind; er hatte die Tochter eines Postmeisters geheirathet und man erzählte von ihm einen Trinkspruch: „Kein Oestreich, kein Preußen, ein einiges Deutschland.“ Freilich war die Form dieses Trinkspruchs nicht ganz correct, er hatte vielmehr gesagt: „ein Oestreich, ein Preußen, ein einiges Deutschland!“ — Aber der Unterschied lag doch nur in einem Buchstaben. Setzen wir nun hinzu, daß diesem Ruf im Ganzen die Wirklichkeit entsprach, daß sich mit den äußern Umgangsformen eine Liebenswürdigeit des Herzens und ein Edelmuth der Gesinnung paarte, der freilich namentlich in der tiroler Angelegenheit durch die wirklichen Machthaber schwer geprüft war, so wird sich die Wahl vom Standpunkt der Gemüthlichkeit vollkommen rechtfertigen.

Aber wie gesagt, es kam noch ein anderes wichtigeres Motiv in Betracht. Die Einheit Deutschlands war damals das Schibollet der gesammten Nation; wer nun nicht ein ganz unklarer Kopf war, oder wer nicht auf eine Republik ausging (und das letztere war nur bei sehr wenigen der Fall) konnte sich diese Einigung nicht anders vorstellen als in der Wiederherstellung des östreichisch-deutschen Kaiserthums. Das Provisorium sollte nur die definitive Gestaltung anbahnen. Darum nahm man vorläufig einen Erzherzog, um dann bis auf den „allergnädigsten Herrn“ selbst zu gehn. Dies war die einfache Logik der Thatsachen, die freilich von vielen wohlgesinnten Männern des Centrums in der allgemeinen Weinseligkeit verkannt, von den Oestreichern aber sehr richtig empfunden wurde. Oestreich, das diese Situation sehr für sich hätte ausbeuten können, wurde damals äußerst ungeschickt regiert; den Oestreichern kann man es aber nicht verargen, wenn sie später, als die Sachen eine andere Wendung nahmen, in dem Mangel an vorschauender Logik einen Verrath zu erblicken glaubten, wenn sie den von der Majorität gewählten neuen Kaiser, der bekanntlich diese Würde nicht annahm, gradezu einen „Gegenkaiser“ schalten. Schon im October, als in der Paulskirche über das Verhältniß Oestreichs zu Deutschland noch lebhaft berathen wurde, hatte sich in Wien die Realität der

Dinge geltend gemacht: die neue Reichsdeputation wurde nicht mit königlichen Ehren empfangen, sie hatte gar nicht nöthig, sich in den Mantel der Bescheidenheit zu hüllen, und Robert Blum wurde gar erschossen, trotz des Reichsgesetzes, welches die Unverletzlichkeit der Abgeordneten gebot. Es kam dem Feldherrn, der die österreichische Monarchie wieder herstellte, darauf an, der Nationalversammlung recht handgreiflich zu zeigen, daß Oestreich von Deutschland noch nicht unterworfen sei und daraus ergaben sich denn die vielen Mißverständnisse und Schwankungen, denen sämmtliche Abgeordnete, hauptsächlich aber der Träger der Centralgewalt verfielen. Heinrich von Gagern, in dem man früher den Hauptvertreter der öffentlichen Meinung ehrte, (irrthümlich, denn er war einer der wenigen, die von Anfang an auf das hinarbeiteten, was sich schließlich als Resultat ergab; wobei wir freilich die Wahl seiner Mittel nicht verstehen) und Johann von Oestreich wurden als symbolische Personen von dem ganzen Fluch der Unpopularität betroffen, der eigentlich der Nationalversammlung im Ganzen galt.

Dem Erzherzog ist, wir sagen es mit voller Ueberzeugung, schreiendes Unrecht geschehn. Er faßte seine Würde von vorn so auf, wie am Schluß seines Amts, als den ersten Schritt zur Wiederherstellung des österreichisch-deutschen Kaiserthums, wobei er freilich einerseits voraussetzte, daß Oestreich sich offen und ehrlich dem Liberalismus und dem Deutschthum hingeben werde, andererseits daß Preußen, der einzige denkbare Gegner, nicht die Macht habe, dem Nationalwillen zu widerstehn. Wenn die Gemüthlichkeit seine Idee anders aufgefaßt hatte, so war das nicht seine Schuld. Freilich waren seine eignen Anschauungen zu gemüthlich, um in Wirklichkeit übergehn zu können.

Nicht zu allen Zeiten seines Lebens hat er die Einheit Deutschlands so aufgefaßt. In den Jahren 1804—1808 stand er, damals ein zwanzigjähriger strebsamer und hoffnungsvoller Prinz, von dem elenden österreichischen Ministerium scheel angesehen, mit Männern wie Genz, Hormayr und Johannes von Müller in enger Verbindung. Die politischen Briefe, die er an den letztern schrieb, sind uns noch aufbewahrt und verrathen eine scharfe Einsicht in die damalige Lage. Er geht in jenen Briefen (8. Dec. 1804, 20. Febr. 1805, 1. August 1805, 10. Juli 1806) von einem Gedanken aus, der damals nicht auf der Hand lag: daß die friedliche Entwicklung Europas hauptsächlich durch die Möglichkeit einer russisch-französischen Allianz bedroht werde; dieser Gefahr zu begegnen, sei nur eine feste Vereinigung zwischen Oestreich und Preußen im Stande. Das Einverständniß werde hauptsächlich dadurch beeinträchtigt, daß Preußen sich an Macht seinem Nebenbuhler nicht gleich fühlt und ihn daher mit Eifersucht betrachtet: es liege daher im wohlverstandenen Interesse Oestreichs, die Vergrößerung Preußens zu wünschen und nach Kräften dazu beizutragen. — Die damaligen österreichischen Staatsmänner

dachten freilich anders. Ihnen schien die Hauptsache, selbst im Augenblick der größten Gefahr für den Kaiserstaat, Preußen möglichst zu kränken und zu beschädigen, und so trieben sie Preußen mit Gewalt in jene Haugwitzsche Politik hinein, die für beide Staaten den bekannten Ausgang nahm.

Wenn im Jahr 1848 dem Erzherzog die Aussichten für Oestreich günstiger erschienen, so theilte er diese Ansicht mit sehr würdigen Männern und sein Irrthum verdient weit mehr Entschuldigung, als der gleiche Irrthum, der in der Gegenwart wieder hervortritt und durch keine Nebenumstände gerechtfertigt wird. Man möge bei dem Ernst der Sache uns verstaten, um den Begriff eines deutschen Kaiserthums festzustellen, einen Blick in die Geschichte zu werfen.

Ein deutsches Kaiserreich hat es nie gegeben, wol aber ein römisches Kaiserreich deutscher Nation, und beides sind sehr wesentlich voneinander verschiedene Begriffe.

Als die Barbaren in der Völkerwanderung das römische Reich überfluteten, und sich in den einzelnen Theilen desselben, nach Stammesunterschied und geographischer Lage geschieden, häuslich niederließen, schwebte ihnen doch immer die Würde eines römischen Kaisers als die höchste der Welt und Italien als das goldene Land der Sehnsucht vor. Sobald also Karl der Große sein mächtiges Frankenreich gegründet, glaubte er ihm durch jene Würde eine höhere Weihe geben zu müssen und da von den alten Traditionen des Reichs nichts Anderes übrig war, als die Kirche, erhob er das italienische Haupt derselben zu einer Macht, die es früher nicht gekannt, um sich dafür von ihm als römischer Kaiser krönen zu lassen. Dasselbe geschah, nachdem auch dies neue Weltreich in seine natürlichen Gliederungen zerfallen, von Otto dem Großen. Nur konnte diesmal der alte Umfang des Karolingischen Reichs nicht wieder hergestellt werden; die Basis des Reichs war Deutschland, seine ideale Bedeutung lag in Rom. Durch die deutschen Könige, denen er dafür das Flittergold der Cäsarenkrone übertrug, wurde der Papst Herr der Kirche und belohnte dafür, wie es billig war, seine Wohlthäter, indem er sich zugleich an die Spitze der nationalen Opposition Italiens stellte und jede deutsche Bewegung dazu benutzte, den Kaiser von sich abhängig zu machen. Deutschland hatte vom 10. bis zum 13. Jahrhundert eine Reihe bedeutender Fürsten, die französischen Könige konnten sich in keiner Weise damit messen, aber nach dem Abschluß dieser Periode war der reale Grund zum französischen Königthum gelegt, während das deutsche Kaiserthum in Trümmer fiel. Der Grund war der krankhafte Trieb sämtlicher deutscher Könige, den Schauplatz ihrer Thätigkeit in Italien zu suchen, wo sie ihre Kraft in zwecklosen Kämpfen aufrieben, ohne doch je zu einer festen dauernden Herrschaft zu gelangen.

Darüber hatten sie ihre nächste Aufgabe versäumt, die Unterwerfung und

Colonisation der östlichen, von gefährlichen Barbaren bewohnten Grenze. Hin und wieder hatte sich unter den deutschen Landesfürsten der richtige Instinct ihrer Lage geregt, in Heinrich dem Löwen kam derselbe zu seinem bestimmtesten Ausdruck. Mit seinem Sturz war das Landesfürstenthum überhaupt beseitigt, und als nun die Ghibellinen fielen, konnte auch von einem mächtigen Welfenthum nicht mehr die Rede sein. Es war ein Glück für Deutschland, daß bei dem Ausbruch dieser traurigen Anarchie die Nachbarn nicht mächtig genug waren, sich die bereit liegende Beute anzueignen.

Durch Rudolph von Habsburg wurde nun ein leidlicher Zustand hergestellt. Der nüchterne, vollkommen praktische Mann gab alle Illusionen des römischen Kaiserthums auf, und benutzte seine Würde, indem er gleichzeitig seine Pflichten gegen die Reichslande erfüllte, dazu, sich eine Hausmacht zu gründen. Die Marken, in beständiger Wehr gegen Ungarn und Slaven, waren der Kern des deutschen Wehrthums; die östliche Mark der Habsburger wurde trotz der sehr bedenklichen Rivalität mit den Luxemburgern der tüchtigste unter den deutschen Territorialstaaten und das ganze Haus wetteiferte, an diesem praktisch durchführbaren, Schritt für Schritt vorwärtstührenden Zweck zu arbeiten.

Auch in der allgemeinen Cultur wich der romantische Idealismus der bürgerlichen Arbeit. Die Städte übernahmen die Führung der deutschen Bewegung. Ein zum Zweck der Kreuzzüge gestifteter Ritterorden colonisirte mit sehr praktischem Verstand die Ostseeküste, die Hanse beherrschte durch ihren Handel und selbst durch ihre Waffengewalt den ganzen Norden und wenn man das deutsche Leben dieser Periode nicht in der allgemeinen Reichsgeschichte, sondern in der Geschichte der Städte sucht, so wird man eine bessere Meinung davon gewinnen. Das einzige Unglück war, daß diese durchweg weltlichen Bestrebungen keinen einigenden Mittelpunkt fanden.

Vielleicht war ein Habsburger dazu berufen, aber Friedrich der Dritte, der viel in Händen hatte, war ein kläglicher Pedant und sein Sohn, der sogenannte letzte Ritter, vereinigte mit viel Geist und Thatkraft jenen abenteuerlichen Sinn, der an den Idealismus, aber nicht an die Energie des Mittelalters erinnert. Seine Staaten wurden bedeutend vergrößert, aber sie verloren ihren Mittelpunkt, indem er sein burgundisches Erbe und leider auch wiederum Italien zu seinem politischen Motiv machte.

Da der Kaiser seine Aufgabe, die Gründung eines nationalen Staats und die Losreißung desselben von Rom, nicht erfüllte, so nahm sich das Volk derselben an. Diese nationale Richtung ist der eigentliche Kern der Reformation, und man thut ihr das größte Unrecht, wenn man denselben in ihren theologischen Grübeleien sucht. Hier war jener Punkt der Einigung gefunden, den das Welfenthum bisher vergebens gesucht hatte. Motive des Eigen-

nukes, der Bildung, des Gewissens, alles stimmte zusammen. Die Fürsten, Ritter und Städte säcularisirten die geistlichen Stifter; die damaligen Gebildeten, die Humanisten freuten sich über den Sturz des alten Aberglaubens, ein wahrhaft nationaler Sinn erwachte, und es kam nur darauf an, daß eine mächtige Hand die Führung übernahm. In England war das einem brutalen Despoten wirklich gelungen, in Deutschland hatten wir leider den Enkel Maximilians, der im Besitz von Spanien, Burgund und mit weitläufigen Ansprüchen auf Italien ausgestattet, seine Thätigkeit in diplomatischen Intriguen und Ritterthaten verzehrte, welche sich durchweg auf die alte Idee des römischen Kaiserthums bezogen. Er sah in der nationalen Bewegung nur eine Auslehnung gegen sein Herrscherrecht, stellte die alte Verbindung mit dem Papst wieder her und ließ die kräftigste Stütze, auf die das Kaiserthum rechnen konnte, das Ritterthum fallen. Infolge dessen unterwarf sich die Reformation dem Landesfürstenthum und wurde mehr und mehr zur kleinstaatlichen Hoftheologie. Die Absichten des Kaisers scheiterten, und ein richtiger Instinct löste das unheilvolle Band mit der spanisch-burgundisch-italienischen Monarchie wieder auf. Die schwindelnden Ideen Karls des Fünften gingen auf seinen Sohn über, wo sie dann nach kurzem Glanz mit dem völligen Ruin des Staats endigten. Die österreichische Linie fand in dem Besitz von Ungarn und Böhmen und in dem Kampf gegen die drohenden Türken den angemessenen Spielraum für ihre Thätigkeit, den sie nur nicht kräftig genug benutzte.

Für Deutschland war in dieser Zeit viel verloren gegangen, die Hanse ließ man fallen, die Colonien an der Ostsee waren dem Untergang nah, das nationale Leben erschöpfte sich in theologischen Controversen, und schon begann Frankreich dieselben zu benutzen, um sich auf Kosten Deutschlands zu erweitern. Deutsche Länder, wie die Niederlande und die Schweiz, rissen sich zu ihrem Heil vom römischen Reich und damit gleichzeitig von Deutschland los.

Der stille Groll zwischen den beiden Confessionen mußte endlich zum Bruch führen, die mit einer eisernen Willenskraft verbundene Bigotterie eines Kaisers führte das Glend eines dreißigjährigen Krieges über Deutschland. Einen Augenblick, im Jahr 1629, hatte es den Anschein, als stünde die militärische Einigung Deutschlands bevor, aber der Kaiser war mehr bigott als rücksichtslos, er ließ seinen Feldherrn fallen und das Ende des Krieges war die Verwandlung Deutschlands in einen geographischen Begriff, um dessen Besitz die Nachbarn streiten mochten. Die Periode der österreichischen Monarchie, die nun folgt, ist für Deutschland die kläglichste. Der Hochmuth der Kaiser wuchs mit der Abnahme ihrer Macht, und es war ein Glück für Deutschland, daß gleichzeitig in der nördlichen Mark gegen die Slaven ein entschlossenes Fürstenhaus austauchte, das die Aufgabe Deutschlands gegen den Norden und Osten

selbstständig, gegen den Westen im Verein mit Oestreich und den Niederlanden durchführte. Der Staat des großen Kurfürsten war winzig von Umfang, seine Entwürfe reichten beinahe weiter als die unserer heutigen Monarchie. Das Welfenthum fand nun in den Hohenzollern seinen Ausdruck, und der deutsche Dualismus, d. h. die Trennung Deutschlands in die Machtgebiete zweier Militärstaaten, war bereits hinlänglich angebahnt, als Friedrich der Große ihn ins Werk zu setzen unternahm. Nach dem hubertsburger Frieden und vollends nach der ersten Theilung Polens konnte kein Zweifel mehr darüber obwalten.

Gleichzeitig mit der preussischen Monarchie war aber auf den Trümmern Deutschlands die österreichische Großmacht begründet, und Maria Theresia und Joseph der Zweite haben in dieser Beziehung ebenso viel Anspruch auf die Dankbarkeit Deutschlands als Friedrich der Große; denn die österreichische Monarchie als Erbin der alten ungarischen Krone, aber mit der vollen Macht eines Kriegerstaates und wenigstens annäherungsweise mit deutscher Bildung ausgestattet, ist ebenso eine deutsche als eine europäische Nothwendigkeit.

Daß Oestreich und Preußen die natürlichen Erben Deutschlands seien, war damals, wo man von Nationalität noch keinen Begriff hatte, die allgemeine stillschweigende Voraussetzung, nur war jeder der beiden Staaten bemüht, dem Nebenbuhler so wenig Gewinn als möglich zukommen zu lassen. Der Dualismus war vorhanden, aber weil er nicht constituiert war, so führte er zu kleinlichen Eifersüchteleien, welche die Herrschaft Deutschlands den Franzosen und den Russen in die Hände spielten.

Schon im Frieden zu Luneville wurde Deutschland factisch wie ein geographischer Begriff behandelt. Die österreichische Monarchie gewann trotz einzelner Einbußen unendlich durch ihre Abrundung, und auch der Verlust von Belgien und Vorderösterreich konnte, weil er die Zerspaltung der Thätigkeit hinderte, als ein Fortschritt betrachtet werden. Den glänzendsten Gewinn trug sie in den wiener Verträgen davon; eine stattliche, eng zusammenhängende, gut begrenzte Masse, überall der Erweiterung fähig, aber freilich auch nach allen Seiten hin einer bedenklichen Rivalität ausgesetzt. Trotz der heiligen Allianz war Rußland doch wegen der türkischen, zum Theil auch wegen der polnischen Erbschaft ihr natürlicher Widersacher; in Italien, wo sie zu Gunsten ihrer Secundogenituren und des verbündeten Papstthums jede freie Bewegung niederhalten mußte, hatte sie früher oder später Frankreich als Gegner zu erwarten; endlich in Deutschland, von dem sie alles verlangte, ohne ihm etwas zu geben, hatte sie sich in Preußen, das seine ganz zersplitterte geographische Lage dringend auf Erweiterungen anwies, für die Zeiten der Gefahr einen sehr zweifelhaften Verbündeten bereitet. Daß eine russisch-französisch-preussische Allianz gegen Oestreich, durch die scheinbaren Interessen aller drei Staaten

sehr nahe gelegt, nicht zu Stande gekommen ist und hoffentlich nie zu Stande kommen wird, liegt hauptsächlich in zwei Gründen.

Einmal in dem Fortschritt des sittlich-religiösen Gefühls in Deutschland, welches eine Erneuerung solcher Unternehmungen, die im Zeitalter Friedrich des Großen keine Anomalie waren, völlig unmöglich macht. Sodann im Aufschwung des Nationalgefühls, zuerst durch Klopstock und die darauf folgenden Dichter hervorgebracht, dann durch die Freiheitskriege gefestigt. Dies Nationalgefühl ist unser Erbgut; derjenige von den beiden Staaten wird den andern überflügeln, der diesem Gefühl die größte Befriedigung verspricht.

Nicht in der Form des Kaiserthums! Zum römischen Kaiserthum des Mittelalters haben wir keine Beziehung mehr, an die Zeiten des österreichischen Kaiserthums zurückzudenken, werden wir durch die Herrlichkeiten dieser Zeiten nicht verlockt. Deutschland kann nur in der Form des Dualismus constituirte werden, in einer Form, die gesetzlich fixirt, was thatsächlich vorhanden ist. Wie das im Einzelnen durchzuführen, darüber hat wol, nachdem die Idee des Herrn vonadowitz gescheitert ist, keiner ein bestimmtes Bild; es kommt aber auch nicht darauf an, da wir warten können, wenn wir auch auf einen vorbereitenden Schritt während der jetzigen Krisis rechnen. Nur wiederholt werden muß beständig: der Fortschritt Deutschlands liegt in der Einigkeit Oesterreichs und Preußens; die Möglichkeit derselben liegt in der Unabhängigkeit beider Staaten voneinander. Preußen hat andere Lebens Elemente als Oesterreich, sie in einer Verfassung vereinigen zu wollen würde sie zu Feinden machen. Und jeder derartige Versuch wird ebenso scheitern wie der vom Jahre 1848.

In einer neu erschienenen Schrift „die Tradition der preussischen Politik, niedergelegt in drei geschichtlichen Aufsätzen, entsprechend der nationalen, der politischen, der religiösen Grundlage des preussischen Staats“ (Berlin, Springer) sucht der Verfasser nachzuweisen, daß Preußen der natürliche Gegner Oesterreichs, und ein Fortschritt nur dann möglich sei, wenn man die Traditionen Friedrichs des Großen wieder aufnehme. Wir sind der entgegengesetzten Meinung; wol aber halten wir dafür, daß Preußen seine Politik unabhängig von Oesterreich bestimmen und über die gegenseitigen Leistungen mit Oesterreich rechnen muß. Das ist nicht bloß sein Recht, sondern seine Pflicht gegen das preussische, gegen das deutsche Volk. Nur muß Preußen immer daran denken, daß es mit einer Macht zu thun hat, die im Ganzen günstiger situiert ist und besser zu rechnen versteht und die außerdem durch ihre alte diplomatische Erziehung den großen Vorzug besitzt, in dem Augenblick, wo sie am besten rechnet, die Gemüthlichkeit spielen zu lassen.